

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 12

Rubrik: Wie lernten sie sich kennen? : Antworten auf unsere Rundfrage

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WIE lernten Sie sich kennen?

Antworten auf
unsere Rundfrage

*An die Redaktion des «Schweizer-Spiegel»,
Zürich.*

Mein Mann und ich kannten uns schon etwa drei Jahre, bevor wir uns kennen lernten, d. h. wir sahen uns oft, sprachen aber nie zusammen. Das kam hauptsächlich davon, dass ich noch ins Gymnasium, also zur Schule ging und die Zöpfe herunter hängen hatte, während er bereits weit gereist und verständig war. Nun, eines schönen Herbsttages kam seine liebe Mama zu Besuch und kam auch in unser Heim, um «Grüess Gott» zu sagen.

So im Gespräch kam man aufs Heiraten zu sprechen, und die Mama redete ihrem Sohne zu, dass es für ihn wirklich Zeit wäre, daran zu denken, sich eine Frau zu nehmen, sonst käme er dann bald in die Kategorie der alten, schmutzigen Junggesellen. Der liebe Sohn meinte aber «ihm sei's wohl gnueg eso. Au heb er no keini gseh, wo-n-em gfalle het.»



Rodolphe Bolliger

Da platzte ich in meinem Backfisch-übermut heraus, ohne zu ahnen, dass ich mein Schicksal heraufbeschwor: «Wötet Sie jetzt nöd mi?» dachte jedoch nicht im entferntesten daran, denn ich stand eben vor der Matur und wollte studieren.

«Ne, nei, das wär nüt, so nes Zopf-maitli für ihn, er muess eini ha, wo-n-em de Meischter zeigt», sagte darauf seine Mama.

Das Gespräch war längst vergessen, als mein Mann nach etwa einem halben Jahre bitterernst vor mich trat und mich zur Frau wollte. «Denn, ebe, wo sy Muetter do gsi sei, heb er mi recht agluegt und gfunde, es wär nöd so übel.» Und wirklich, mein Studium ging nicht sehr weit, und seit längerer Zeit habe ich umgesattelt auf Kochologie. Auch habe ich der Schwiegermama gezeigt, dass auch ein Zopf-maitli oft mit einem Donnerwetter dreinfahren kann, wenn's halt sein muss.

Sehr geehrte Redaktion!

Es sind bereits drei Jahre her, so weit muss ich natürlich zurückgreifen. Ich stehe jetzt im 26. Altersjahr, also die ganze Geschichte trug sich im Jahre 1924 zu. Nie hatte ich zuvor eine Bekanntschaft gehabt, ich meine, dies nebenbei bemerkt, eine ernste!

Also sass ich da eines Abends im Sommer, Zeit zwischen 7 und 8 Uhr, im Restaurant «Johanniter» mit zwei meiner Kollegen. Bei sehr schöner Musik und Einlagen — das Lokal war trotz des schönen Wetters ziemlich voll — genossen wir einen ganzen Liter Wein. Kaum hatte ich zum ersten Male eingeschenkt, also die Gläser gefüllt, musste ich die Flasche schon wieder zur Hand nehmen. Was geschah? Als ich die Flasche ein wenig hochhielt, brach sie im Nu zusammen, und in meiner rechten Hand blieb nur der Hals zurück. (Wie es sich herausstellte, hatte die Flasche einen kleinen Sprung am Hals.) Es gab ein Klirren und Rinnen, und alles, aber auch alle Leute, schauten mich an. Ich war im Moment wie gelähmt, und in meinem Antlitz fürchterlich rot geworden, als ich wahrnehmen musste, dass mich alle Leute anguckten. Mein Blick streifte zuerst hinweg über zwei Tische. Noch röter wurde ich, als ich sah, wie ein bildschönes Fräulein mich ge-

heimnisvoll bewunderte. Die Ruhe zeigte sich wieder. Unwillkürlich blickte ich wieder über die Tische hinweg, und wieder blieb mein Blick an diesem Fräulein hängen. Im gleichen Moment sah auch sie zu mir auf. Im stillen dachte ich für mich, diese musst du haben, koste es, was es wolle. Aber wie anstellen? Fortwährend liebäugelten wir; plötzlich sah ich aber, wie neben dem Fräulein ein älterer Herr sie anredete, und zwar ziemlich scharf, wie ich beobachten konnte. Ich merkte, dies musste unbedingt ihr Vater sein, der das Liebäugeln natürlich wahrgenommen hatte. Sie sprach kein Wort, sah nur hin und wieder zu mir hinüber. Immer mehr schwand meine Zuversicht, dass ich dieses Fräulein kennen lernen könnte. Auf einmal stieg in mir ein Gedanke auf. Ich entnahm meiner Brieftasche ein Stück Papier, nahm einen Bleistift zur Hand, kreidete das Papier dick an mit folgender Aufschrift:

Sonntag 2 Uhr

Central

In einem geeigneten Moment hob ich es in die Höhe, und zwar so, dass sie es sehen konnte. Sie nickte kurz mit dem Kopfe, und ich war ausser mir vor Freude, so dass ich mich kaum mehr beherrschen konnte; denn dieses Geschöpf musste einem normalen Menschen imponieren. Die Gesichtszüge waren wie aus einer Wachfigur geschnitten. Meine zwei Kollegen hatten dies zwar schon längst bemerkt und wollten mich «foppen», bis ich die Serviertochter rufen liess, zahlte, und dann mit dem sichern Gedanken, dass das Fräulein unbedingt kommen würde, aus dem Lokal verschwand und meine Kollegen hocken liess, und ich, es mochte gegen 9 Uhr sein, so rasch wie möglich nach Hause eilte.

Am übernächsten Tag, also am Sonntag, es regnete in Strömen, begab ich mich $\frac{1}{2}$ Uhr auf den Weg zum Central. Ich wartete bis $2\frac{1}{4}$ Uhr. Schon stiegen in mir Gedanken auf, dass das schöne Mädchen mich für einen Narren halten werde, als mich plötzlich ein Kind, zirka 10—12 Jahre alt, ansprach, ob ich der Herr sei, der seine Schwester hier erwarte. Ich bejahte kurz, und sogleich überreichte mir das Mädchen einen Brief, worauf die Kleine ebenso schnell wieder verschwand, wie sie gekommen, und zwar, ich konnte es noch sehen, in ein Tram Nr. 7. Rasch öffnete ich den

Brief und las zu meiner Befriedigung die Entschuldigung, warum sie nicht gekommen; die Liebste — so durfte ich sie, nachdem ich diesen Brief gelesen, schon nennen — war krank, zwar nicht schwer, wie sie im Briefe schrieb. Sie liess in ihrem Briefe die volle Adresse zurück, und so nahm ich mir vor, ihr zu schreiben. Zuerst war ich sehr vorsichtig mit dem, was ich ihr schrieb; denn ich wusste ja nicht, ob der Brief vom Vater oder event. von der Mutter geöffnet werde.

Richtig, es dauerte nicht lange, und es war von ihr auch schon wieder ein Brief da, worin sie der Hoffnung Ausdruck gab, mich bald persönlich kennen zu lernen. Sie legte mir noch eine Photo bei. Ich zeigte sie meinen Kollegen, und sie gratulierten mir. Ihr könnt euch nicht denken, wie glücklich ich war.

Es verstrichen so sechs Wochen, in welcher Zeit wir gegenseitig viermal Briefe wechselten, und zwar schon echte, tiefblickende Liebesbriefe, worin ich in meinem letzten schon von der Verlobung sprach und mit Sicherheit schon bald ans Heiraten dachte.

Der nächste Sonntag sollte uns nun zusammenführen; ich sandte ihr noch per Post zuvor ein billigeres, kleines Uehrchen und zwei Schokoladen.

Als dieser glückliche Tag (für mich zwar später nicht mehr) heranbrach, küpfte ich schon morgens 5 Uhr zum Bett hinaus. Ein Tag brach an, nicht schön, es mochte noch nicht 9 Uhr sein, als schon ein Gewitter sich erhob.

War dies der Auftakt zu dem Kommen- den? Mittags halb 2 Uhr nahm ich den Schirm, eilte mit Windesschnelle nach dem Löwenplatz, wo ich sie treffen sollte. Schon als ich in die Usteristrasse einbog, sah ich sie auf dem Platze stehen, es musste sie sein, und sie war es auch. So graziös und schön gekleidet stand sie hier! Mein Herz fing immer stärker an zu pochen; nur noch fünf Meter trennten mich von ihr; der entscheidende Schritt musste getan werden. Es gab kein Zurück mehr, sie hatte auch mich schon wahrgenommen. — Ich redete sie an, und zwar folgendermassen: «Grüezi, Fräulein, es freut mich sehr, Sie endlich wieder einmal zu sehen. Sie können gar nicht glauben, welch aufrichtige Sehnsucht ich nach Ihnen spürte. Geht es Ihnen wieder gut? Ich hoffe!»

Ich schaute sie jetzt an und wartete auf ihre Antwort; aber o weh! Ich glaubte einen Schlag zu erhalten; statt einer mündlichen Antwort übergab sie mir ein paar Zeilen, dass auch sie mich aufrichtig und stark liebe, leider aber nicht sprechen könne, da sie — stumm sei.

Ich war so bestürzt, dass auch ich keinen Ton aus meiner Kehle herausbrachte, und so waren wir also beide stumm. Rasch stiegen mir allerlei Gedanken durch den Kopf, dass sie gewiss auch nicht krank war, sondern sich anfangs nicht getraute, unter meine Augen zu treten, bevor wir eine Anzahl Briefe gewechselt hatten. Nun, ich konnte sie selbstverständlich nicht stehen lassen, und so begaben wir uns in den Kino Palace, wo ich zwei erste Plätze löste. Ich redete wenig, und sie gab mir hie und da durch Zeichen das bekannt, was sie sagen wollte; ich musste ihr alle meine Aufmerksamkeit schenken, damit ich, wenn auch nicht alles, so doch hie und da etwas verstand.

Als wir gegen fünf Uhr aus dem Kino kamen, begleitete ich sie nach Hause, d. h. bis vor das Haus, worauf sie mir zu erkennen gab, dass Vater und Mutter mich gern sehen möchten. Ich lernte ab und gab ihr zu verstehen, dass ich das nächste Mal den Eltern einen Besuch abstatten werde. Ich verabschiedete mich von ihr, sie schaute mir noch lange nach, bis ich ihren Blicken entschwand. Ich wanderte traurig nach Hause und nahm mir vor, nicht mehr zu schreiben, noch sie zu besuchen.

So endete meine Bekanntschaft wieder, und ich bin auch heute noch ledig. ***

Verehrte Redaktion!

Im Jahre 1918 war es. Während unser Regiment in einer Stadt Nordfrankreichs in Ruhe lag, ging ich eines Sonntagvormittags an der Kirche vorbei, als eine ältere Dame mit einem Fräulein aus der Kirche kam. Wir stutzten, starrten uns an. Sie gefiel mir sehr gut.

Drei Tage darauf war ich bei der Familie einquartiert. Das Merkwürdigste dabei ist, dass das Quartier zuerst für mich bestimmt war, dass ich aber, mit Rücksicht auf meine Jagdhunde, die man in dem Hause nicht dulden wollte, verzichtet hatte.

Vier Wochen später waren wir verlobt, und im Jahre 1921, nachdem wir uns

seit 1918 nicht mehr gesehen hatten, haben wir uns geheiratet.

Gelegenheit hätte ich genügend gehabt, mich zu Hause zu verlieben oder angetragene Partien anzunehmen, habe aber meine Wahl bis heute noch nicht bereut, was ich auch von meiner bessern Hälfte annehme.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Als 15jähriges Mädchen kam ich in die Fremde und blieb während 10 Jahren der Heimat fern. Dann übernahm ich in meiner Heimatstadt einen Laden, dessen Besitzer Konkurs gemacht. — Gleich vom Tage der Uebernahme an blühte das Geschäft wieder auf und ging vorwärts. — Freier hätte ich genug gehabt, die das «Goldgrübli», wie sie sagten, mit der Inhaberin geheiratet hätten — aber ich hatte kein Zutrauen. — Ein zugereister, gewöhnlicher Arbeiter verkehrte viel im Geschäft, sprach ab und zu länger mit mir und erzählte von seinen Wanderfahrten. Ich hatte immer Freude an seinen Gesprächen; er war weit in der Welt herumgekommen und hatte sie mit offenen Augen angesehen.

An Weihnachten legte er ganz still einen Rosenstrauss auf den Tisch, und beim Fortgehen liess er den Strauss liegen und ich rief ihn zurück, ob er die Rosen nicht mitnehmen wolle, die seien doch gewiss für seine «Liebste» bestimmt! Er schaute zurück und sagte ganz feierlich: «Ja, die sind für meine Liebste bestimmt, darum habe ich sie Ihnen gebracht!» — Ich blieb ganz ruhig, aber von da an schlich sich die Liebe in mein Herz und ich wollte ihr nicht Eingang gewähren und wehrte mich energisch dagegen. — Heiraten wollte ich ja früher oder später einmal, das stand fest; aber ich meinte, es dürfe schon etwas Besseres sein als ein Arbeiter.

Wieder erhielt ich einen Heiratsantrag von einem stattlichen Herrn, der in guten Verhältnissen lebte. Meine Eltern und Geschwister redeten mir zu: «Das ist der Rechte für dich, den nimmst du jetzt aber, sonst fällst mal zwischen Stuhl und Bank, und eine alte Jungfer wirst du nicht werden wollen!» Ich prüfte mich lang — ein wärmeres Gefühl empfand ich nie für den Herrn, es war nur Eitelkeit, die mich lockte — nein, ich konnte nicht die Frau dieses Herrn werden.

Wieder einmal hatte ich ein vertrautes Plauderstündchen mit dem Arbeiter; er fragte mich, warum ich Herrn X. einen Korb gegeben hätte, es sei «fast unverantwortlich», eine so schöne Existenz von der Hand zu weisen. Treuherzig sagte ich ihm: «Weil ich ein gutes Geschäft habe, meinen die Leute, ich sei reich, und dabei habe ich noch so viel Schulden, dass ich mich ihrer kaum erwehren kann!» Impulsiv fasste er meine Hand: «Ich will dir die Schulden tilgen helfen, und dann wirst du meine liebe Frau», und umfasste mich und schaute mir tief in die Augen. In mir lohte es hoch auf und ich wusste in dieser Sekunde: «Das ist der rechte Mann für dich», und gab ihm das Jawort, und ein stiller Kuss besiegelte das Verlöbnis. — Nun sind wir schon ältere Leute geworden; aber noch nie habe ich die Heirat mit dem einfachen Arbeiter bereut. Der Entrüstungsturm der Verwandten über meine Heirat legte sich, nachdem sie sahen, mit wieviel Geschick und Takt «der Arbeiter» im erheirateten Geschäft wirkte, und heute ist er das «Ass» in der ganzen Verwandtschaft und noch in weitem Kreisen.

Sehr verehrte Redaktion!

Erst war es das blosser Sehen und zufällige Begegnen auf der Strasse, das meine Aufmerksamkeit auf meine sehr verehrte liebe Frau lenkte — also eine reine Aeusserlichkeit. Selbstverständlich stellte ich mir aber auch den mir «innerlich» unbekannten Menschen ganz entsprechend seiner äusseren Erscheinung vor, so etwa, wie die ganz feinen Parfüms nur in gediegenen, wertvollen Fläschchen enthalten sind. Aber ebenso bekanntlich steckt nicht hinter jeder edlen Schale immer auch ein edler Kern. Mit Ungeduld wartete ich daher auf einen Moment, der mich mit dem Gegenstand meiner heimlichen Liebe bekannt machen würde. Ich sah mich im Theater und Konzerten um, ich suchte sie in Tanzkursen, im Kunsthaus, auf dem Sportplatz — überall vergebens.

Da — ich preise diesen glücklichen Zufall heute noch — sah ich «sie» beim Bahnhofskiosk sich einen «Schweizer-Spiegel» kaufen. Ein rascher Gang zum Schalter und der Gedanke, selber Anhänger dieser vorzüglichen Zeitschrift zu sein, verhalten

mir zur berechtigten Mitfahrt. Dies war eine meiner schönsten Minnefahrten, über deren weitere Berichterstattung ich Sie hingegen gern um Dispens bitten möchte! Dagegen stelle ich freudig fest, dass der Vergleich mit dem Parfümfläschchen gestimmt hat und wir zufolge Harmonie des innern Menschen heute ein glückliches Paar geworden sind. Viele Leute lernen sich im Spiegel kennen, uns hat der «Schweizer-Spiegel» dazu verholfen, und ich wüsste ihm keinen schöneren Dank zu sagen, als eben gerade auf seine Rundfrage hin geantwortet zu haben. ***

«Schweizer-Spiegel», Zürich!

Zuerst kannte ich nur seine Mutter. Eine einfache, liebe, gute Frau. Sie erzählte viel von ihrem Sohn in den Tropen, und dass er mit zwanzig Jahren hinübergefahren, hart ums Dasein gekämpft und gerungen habe, wie in verhältnismässig kurzer Zeit sich seine Lage schliesslich gebessert, und dass seine Situation heute sozusagen gesichert sei. — Er habe aber oft Sehnsucht nach der heimatlichen Schweiz und fühle sich so allein.

Da schrieb ich ihm. Er antwortete. Brief auf Brief. Es entwickelte sich erst eine freundschaftliche, dann eine mehr als freundschaftliche Korrespondenz. Wir gefielen uns in Briefen gegenseitig sehr. Wir schrieben uns fleissig und treu — sieben Jahre lang. Und das, ohne uns persönlich zu kennen.

Dann aber kam der grosse Augenblick des Sichkennenlernens. — Er kam. Zum erstenmal sahen wir uns in Baden an einem kühlen Novembertag. Auf dem Bahnhofperron in Baden! Wie unpoetisch! Nachdem man sieben Jahre lang zueinander in Briefen zärtlich und liebevoll gesprochen hatte!

Und merkwürdig! Wir gingen aufeinander zu, als wären wir alte Bekannte und reichten uns die Hände. Zum erstenmal im Leben! Wie er mir gefiel! So gross, so schön, so selbstsicher hatte ich ihn mir nicht vorgestellt. Ich war entzückt. Und wenn ich erst noch an den idealen Inhalt seiner Briefe dachte, der auch den moralischen Wert dieses Mannes bedeutend hob, wurde mir warm ums Herz. Ich fühlte mich überglücklich.

Nun brauchten wir uns nicht mehr zu schreiben, nun konnten wir zueinander sprechen, was unsere Herzen bewegte.

Und er sprach. — Doch — sonderbar!

War es die Ironie der Stunde oder des Schicksals? Die gesprochenen Worte entsprachen nicht meinen Erwartungen. Kühl berechnend sprach dieser Mann — von Zahlen — von Geschäft und zuletzt von seiner gesicherten Situation, die einer Frau für ein sorgenfreies Leben bürgt. Sonst gar nichts Liebes. Und die Briefe? Immer wieder dachte ich an die Briefe. Aber ich beruhigte mich. Das musste schon noch kommen. Es kam auch. — Aber nicht mit der Wucht und mit dem Feuer, das ich mir nach langen Wartejahren ersehnte.

Ruhig — gelassen — vernünftig — erschreckend vernünftig.

Und trotzdem mir die innere Stimme sagte: Hab' acht, prüfe mehr, lern' ihn erst gründlich kennen, ob ihr auch wirklich fürs Leben zueinander passt! — Ich gab mein Jawort, als er frug.

In zwei Monaten war Hochzeit. Vier Wochen später trug uns der Ozeandampfer nach der fernen afrikanischen Insel.

Acht Jahre sind seit da verflossen. Drei Jahre lebten wir zufrieden, dann fiel das ängstlich aufgebaute Glück jäh in sich zusammen. — Heute bin ich mit dem Kind in Europa. Er dort.

Zu sehr hab' ich den geschriebenen Worten geglaubt. Briefe können lügen. Sie genügen nicht, sich kennen zu lernen.

O, glaubt nicht immer den Briefen. — So kurz war der Wahn — und die Reu' ist so lang... ***

Geehrte Herren!

Seit einigen Tagen mit offener Tuberkulose in ein Sanatorium verschlagen, liege ich zum ersten Male auf der luftigen, sonnigen Liegehalle. Da geht «sie» vorüber, die heute meine Frau ist. Noch jetzt sehe ich sie über den bekiesten Gartenweg schreiten, hochgewachsen, mit blühenden Wangen, die dunklen Haare schneckenförmig über die Ohren gelegt. Das linke Auge ist mit einem rosa Leucoplastband überpflastert. Ich erkundige mich bei einem neben mir liegenden Patienten nach diesem Mädchen: Hochgradige Tuberkulose, Pneu-

mothorax, Blutungen usw. Mit einer Armee von Vernunftgründen gehe ich meinen Gefühlen zu Leibe, umsonst. Ich kenne die strenge Hausordnung der Heilstätte, halte sie auch gewissenhaft ein, rauche nicht, verschmähe jeglichen Alkohol. Da ist aber ein Paragraph, ich glaube es war § 6, der von der absoluten Trennung der Geschlechter handelt. Die Minne soll auch nicht gut sein für Lungenpfeifer. Aber ich ahne, dass dieses Mädchen mein Schicksal sein wird. Der Zufall kommt uns entgegen. Auf Weihnachten soll musiziert werden, ein kleines Orchester von Patienten, die da in die Berg- und Krankenhauseinsamkeit ihre Instrumente mitgenommen haben. Bei den wöchentlichen Uebungen lerne ich sie nun kennen. Das erste Wort aus ihrem Munde weiss ich nicht mehr, jedenfalls war es ein ganz gewöhnliches. Auf Weihnachten liess ich ihr von Wespi in Zürich einen Fruchtkorb zusenden und legte ein anonymes Brieflein bei. Junge Liebe will ja immer selbstlos sein, und zudem wusste ich nicht, wie es aufgefasst werden möchte. Mit dem Chefarzt wollte ich wegen Uebertretung von § 6 keine Geschichten. Natürlich war das Selbstbetrug, dass ich mir einredete, sie solle nicht wissen, woher die Früchte seien. Der geheimnisvolle Korb wurde zur Sensation in der Frauenabteilung der Heilstätte. Mir gegenüber schwieg sie; aber ich fühlte, dass sie unsicher in ihrem ganzen Verhalten geworden war.

Eine Werbung mit Kniefall gab's natürlich nicht. Dazu war keine Möglichkeit vorhanden.

An unserm Tisch ass der 2. Assistenzarzt, ein deutscher Junggeselle, mit einem Zug ins Sarkastische. Ich weiss heute noch nicht, warum ich es tat, aber eines Tages, zwischen Suppe und Kohl, erzählte ich ihm von uns. Er lächelte sein Junggesellenlächeln, das mir so auf die Nerven geht. Nach einigen Tagen kam er zu Tisch, und während des Essens erzählt er mir flüsternd, er habe nun die Gewissheit, dass ich geliebt werde. Vor einigen Stunden habe er « sie » durchleuchtet, wissenschaftlich natürlich. Dabei habe er im verdunkelten Raume leise meinen Namen geflüstert und die Beobachtung gemacht, dass ihr Herz, das im Röntgenbild sich wie eine Kaulquappe auf und zu bewegt, in rasche Zuckungen verfiel. Das war natürlich ein Witz, aber ein vorzüglicher.

Einige Tage später war ich in Untersuchung beim Chefarzt. Aus dem was nun folgte, hatte ich bald heraus, dass der 2. Assistent geplaudert hatte. Dummerweise wusste ich nicht, wieviel. So blieb mir nichts übrig, als Generalbeichte abzulegen. Hinterher stellte sich aber heraus, dass der Assistent nur wenig angedeutet hatte. Der Chefarzt riet mir natürlich ab. Er war aber äusserst nett, wie ein Vater. Ich hatte Punkte bei ihm, ein anderer wäre hochgefliegen, unverzüglich. Mit grösster Heimlichkeit führten wir nachher unsern Briefwechsel weiter. Im Hochsommer verliess ich die Heilstätte, meine Dore blieb bis im Vorwinter. An einem grauen, nebligen Novembertag holte ich sie im Auto herunter. Mit einem Verzichtschein war sie entlassen worden, ungeheilt, nach 28 Monaten. Ein Jahr später hielten wir Hochzeit, ganz allein, meine Mutter wünschte mich ins Grab dieser « Dummheit » wegen. Heute haben wir einen prächtigen Hansjörg, die Grossmutter ist versöhnt.

Der Fruchtkorb von damals steht im Keller, gefüllt mit Kartoffeln und Rübli. Aber immer noch, wenn mich meine Dore in den Keller schickt, fahre ich mit (der Hand über den Henkelbogen und denke an jene Tage, da er angefüllt war mit exotischen Früchten und tausend scheuen, verschwiegenen Wünschen. ***

Lieber « Schweizer-Spiegel » !

Ich war noch gar nicht lang am Orte, höchstens ein halbes Jahr, als die Präsidentin eines Wohltätigkeitsvereins bei mir vorsprach: « Unser Verein spielt an Weihnachten das populäre Ritterstück « Rosa von Tannenburg ». Wir benötigen hierzu drei Herren, und es würde uns sehr freuen, wenn Sie sich entschliessen könnten, die Rolle des Ritters von Tannenburg zu übernehmen. »

Man konnte natürlich nicht anders als ja sagen.

Die Proben verliefen, da mir die ganze Gesellschaft fast unbekannt war, ziemlich eintönig. Auf einmal aber schlug das Wetter um. Rosa, meine adelige Tochter, löste in mir bald Gefühle aus, die nichts weniger mehr als väterliche genannt werden konnten.

Es kam zur zweiten und letzten Aufführung. Rosa hatte sich bei dem Raubritter Kunrich inkognito als Dienstmagd verdingt, um stets in der Nähe ihres einge-

kerkerten Vaters sein zu können, dem sie dann im Laufe der Dienstzeit das spärliche Essen in das fürchterliche Gefängnis bringen durfte.

Nach langem Stillschweigen gibt sich die brave Tochter endlich ihrem Vater zu erkennen. Und bei dieser rührenden Szene schauten sich die beiden immer tiefer und tiefer in die Augen, ja so eindringlich, dass Vater und Tochter das Theater und das in Tränen schwimmende Publikum komplett vergassen. Ich konnte der fauchenden und schimpfenden Regie nur noch zuflüstern: «Vorhang runter!»

Wie eine Furie kam unser Theaterleiter auf uns zugesprungen: «Aber ums Himmelswillen, wie konnten Sie mich nur derartig blamieren?»

Mit meiner Tochter am Arme stand ich wie ein Sündenbock vor ihm: «Entschuldigen Sie, bitte, Herr Regisseur, wir haben uns soeben im Kerker verlobt.» ***

Schlusswort der Redaktion

Wie lernt man sich kennen?

Auf tausend und eine Art, in der Eisenbahn, auf der Strasse, im Kino, in der Sommerfrische, beim Skifahren, im Elternhaus, im Gemischten Chor, im Bureau, durch den Bruder, in der Kirche, kurz überall dort, wo Mädchen und junge Männer irgendwo und irgendwie zusammenkommen.

Wenn uns also ein junges Mädchen fragt: «Was muss ich machen, um einen Mann zu bekommen?» so ist die einfache Antwort: «Gehe dorthin, wo Männer in heiratsfähigem Alter sind.»

Die Gelegenheiten zum Sich-Kennenlernen sind heute vielleicht häufiger als vor 30 Jahren; die gemeinsame Berufstätigkeit und vor allem der Sport ermöglichen einen zwanglosen Verkehr der Geschlechter.

Wir wissen, dass unsere Antworten kein ganz richtiges Bild des Problems geben. Einmal waren natürlich alle Ein-

sender bestrebt, die Gründungsgeschichte ihrer Ehe etwas poetisch zu verklären, und anderseits haben vielleicht nur solche geschrieben, welche wirklich aus Liebe heirateten. Von den vielen andern Motiven, Geld, Familiengründen, Heirat, um eine Freundin zu ärgern, Heirat, um aus dem Elternhaus fortzukommen, haben wir nichts gehört. Aber sicher spielen sie auch keine so grosse Rolle, wie man gewöhnlich annimmt. Wir sind auch fest überzeugt, dass Liebesheiraten heute viel häufiger sind als noch vor 30 Jahren.

«Fraue und Tuech sött me nüd bi Liecht chaufe», ist ein altes Sprichwort. Mit andern Worten: «Die schwüle Luft des Ballsaales macht keine glücklichen Ehen»; aber das ist nur bedingt richtig, das «Wo» spielt keine grosse Rolle.

Wieso kommt es, dass ein Mann unter Hunderten von Frauen plötzlich eine sieht, bei deren Anblick ihn die Gewissheit durchzuckt: «Die und keine andere». Dabei ist die Auserwählte für den Fernstehenden vielleicht weder besonders schön noch besonders intelligent, sie besitzt gewöhnlich überhaupt keine besonderen Qualitäten. Die Liebe, welche die Menschen überfällt, scheinbar ohne ihr Zutun, ohne ihren Willen, schicksalsmässig, fast wie eine Krankheit, ist uns ein ewiges Geheimnis.

Jedes Mädchen und jeder Mann tragen ein Idealbild eines geliebten Wesens in ihrem Herzen. Und wenn jemand auftaucht, der diesem Idealbild irgendwie entspricht, dann drängt die Sehnsucht nach Erfüllung.

Deshalb tragen wir auch beim Heiraten unser Schicksal in unserer eigenen Brust, und die Wahl des Gatten ist sicher weniger zufällig, als man glaubt.